

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 7 (2000)
Heft: 76

Artikel: Auf Recherche in Nepal
Autor: Ibscher, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

:TITEL

AUF RECHERCHE IN NEPAL:



AUF TREIBSAND

von Lisa Ibscher (Text) und Daniel Ammann (Bilder)

Die Winterthurer Journalistin Lisa Ibscher und der St.Galler Fotograf Daniel Ammann waren bis vor kurzem für zwei Monate in Nepal unterwegs auf Recherche. Ein schwieriges Unterfangen, wie nur schon die Einreise zeigte.

Das Erwachen ist wie in einer Volière. Rund ums Zimmer hocken in den offenen Fensterflügeln gurrende und tschilpende Vögel. Sie flattern auf die Mauervorsprünge hinunter, sobald die Nachbarn ihre morgendliche Opfergabe aus dem Fenster reichen, und picken den gewürzgefärbten Reis auf. Eine Männerstimme erhebt sich im Haus nebenan, stösst eine Melodie in den dunstigen Morgen hinaus, nicht erkennbar, ob Schlager oder Gebet. Eine halbe Stunde später hebt das helle «Pling-pling-pling» der Kunstmiede an, das den ganzen Tag anhalten wird. Die Gesichter der kleinen Bronze- und Kupferbuddhas gleichen denjenigen ihrer Schöpfer.

ARMUT

Königsstadt Patan. Fernab vom Touristenrummel Kathmandus lässt es sich hier denken, schreiben und leben. Die Städte sind längst zusammen gewachsen. Hier in Patan sind all die Büros der Entwicklungsorganisationen, die wir brauchen, um in Nepal journalistisch zu arbeiten. Sie sind wie Oasen im Dreck und Trubel dieser Stadt, doch sie sind der Ort, wo wir vernehmen, wie es um das Land steht: schlecht. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist arbeitslos oder unterbeschäftigt, lebt unter der Armutsgrenze. Eine kleine Oberschicht bereichert sich masslos.

Auch die Einreise ist wie in einer Bananenrepublik: Nach dem strapaziösen Flug zuerst eine Stunde am Wechselschalter anstehen, um einige tausend Rupien zu kaufen. Dann eine Stunde am Visumschalter warten, um zu erfahren, dass die Beamten harte Dollars sehen wollen. Also wieder zum Wechselschalter. Dann wieder zum Visumschalter. Die Bestimmungen werden ständig geändert. Wenigstens sind unsere Rucksäcke noch da, ein Taxifahrer ist bereit, uns «nach Meter» anstatt Kartellpreis in die Stadt zu fahren, und in der Lodge werden wir warm empfangen. Nur sollen wir ab sechs Uhr im Haus sein, und es am nächsten Tag nicht verlassen – die Maoisten haben einen bewaffneten Aufstand angekündigt. Trotzdem gehen wir ein wenig spazieren.

Die Tempel sind leergefegt, dafür stehen an jeder Ecke Polizisten. Läden und Imbissstuben sind geschlossen, obwohl die «Kathmandu Post» verkündet, die Lage sei unter Kontrolle. Nach zehn Regierungswechseln seit der Demokratisierung vor zehn Jahren und vielen Anschlügen vertraut die Bevölkerung nicht mehr auf solche Beteuerungen.

TEMPELHUNDE

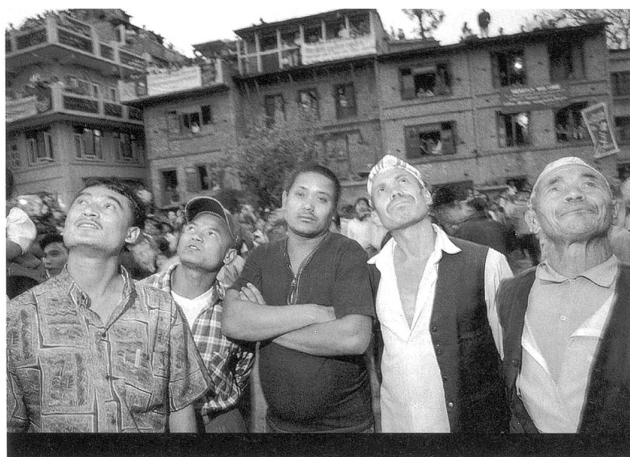
Am nächsten Tag kehrt das Leben in die Strassen zurück. Zwischen Frauen mit Gemüsebündeln und Männern hinter Gewürzbergen drängt sich ein Strom uniformierter Schulkinder, hupender Motorräder und rumpelnder Lieferwagen. Radios dröhnen aus kleinen Läden. Anmutige junge Frauen räuspert sich geräuschvoll und spucken den gesammelten Schleim auf die Strasse. Wir geben uns Mühe, nicht auf



die kleinen Speiseopfer zu treten oder über sie hinwegzusteigen, weil sie dies verunreinigen würde. Bevor wir uns hinsetzen, vergewissern wir uns, ob die Stelle nicht heilig ist. Denn heilig ist hier vieles. Hunde, die sich auf den Tempelstufen ausruhen, um sich nachts zu heulenden und kläffenden Rudeln zusammenzurotten. Tauben, die mit ihren Flügelschlägen die Gebete in den Himmel tragen. Kühe, die in den Abfallbergen nach Futter suchen.

Wir bewegen uns wie die Einheimischen mit den Tuktuks, den engen Sammeltaxis, die nach und nach durch Elektromobile ersetzt werden. Es ist unangenehm, als Weisse ständig aufzufallen, doch die Nepali machen es uns leicht, indem sie uns kaum beachten. Manchmal entlockt ihnen unsere westlich-ungelenke Art ein Schmunzeln. Ganz anders im Thamel, dem Touristenbezirk Kathmandu. Manche TouristInnen wehren sich mit «No hashish, no tiger balm, no Gurka knife, no one rupees»-T-Shirts gegen die aufdringlichen Händler. Wir ignorieren sie oder fragen ironisch zurück: «Shoe shining?»

Auch wir schmunzeln oft. Etwa als sich während des Essens der Kellner vor uns aufbaut und fragt: «Good or not good?» Langsam nähert sich mein Geschmack dem nepalesischen. Ich kaufe Soundtracks von Hindi-Filmen, glitzernde Bindi für meine Stirn und klimpernde Glasarmreifen. Ich kaufe immer bei Frauen, denn sie versuchen nur selten, mich übers Ohr zu hauen, und mit ihnen gibt es immer ein Gelächter, wenn wir Kleider in meiner verhältnismässig riesigen Grösse 38 oder die grössten Ringe für meine europäischen Pranken heraus suchen. Sie ziehen mir die gewählten Stücke resolut an, diskutieren mit den anderen Frauen im Laden lauthals, ob mir etwas steht und teilen mir dann ihre Meinung unverblümt mit.



Das Arbeiten ist schwierig. Oft kommt es mir vor, als bewegten wir uns auf Treibsand. Trotz allem Stochern stosse ich nicht auf den Grund der Dinge, oder nur zufällig, wenn ich es am wenigsten erwarte. Es liegt nicht an den Nepali. Sie sind auskunftsfreudig und hilfsbereit, doch sie kennen weder eine unabhängige Presse noch unseren Reportagestil. Was ihnen selbstverständlich erscheint, lassen sie weg und dann wundern sie sich über unsere Begriffsstutzigkeit. Manchmal stellt sich beim dritten Treffen heraus, dass die Wirklichkeit genau dem Gegenteil des Bildes entspricht, das wir uns nach dem ersten Gespräch gemacht haben.

UNTERTAUCHEN

Wir stürzen in die verborgene Unterwelt der «Cabin Restaurants», den Sündenpfuhl der Erotik ohne arrangierte Heirat. Dort kann man in mit Vorhängen abgetrennten Kabinchen essen, Händchen halten, und sonst tun, was Mann und Frau in der Öffentlichkeit nicht tun dürfen. (Dafür gehen hier sogar Polizisten, die sich gut verstehen, Hand in Hand.) Am Eingang blinken bunte Lämpchen, und ein Wachmann salutiert stramm. Zu den Kabinen werden wir nicht vorgelassen, jedoch ins Restaurant geführt, das nur mit Kerzen und UV-Licht erhellt ist. Langsam füllt es sich mit Männern, die sich zur Bühne gewandt hinsetzen. Als das Essen vor uns steht, geht auf der Bühne eine Lichtshow los. Eine junge Nepalesin, in Jeans und weisser Bluse beginnt zu stampfender Discomusik zu tanzen, und wir fragen uns bange, ob sie sich ausziehen wird. Doch sie tanzt nur, etwa wie wir mit zwölf an unseren ersten Klassenfeten getanzt haben.

Dann kommt ein junges Paar auf die Bühne. Die intimste Berührung ist, einander die Hand zu reichen. Die Nepali-Männer starren gebannt auf die Bühne, als wäre es die aufregendste erotische Show. Von einer Frauenaktivistin erfahren wir später, dass dies nur das Vorspiel ist. Anschliessend wird geboten. Die meisten Mädchen, die sich hier prostituieren, stammen aus den abgelegenen Berggebieten. Viele werden mit falschen Versprechungen nach Kathmandu gelockt oder nach Indien verschleppt.

HÜRDENLÄUFE

Nicht nur die kulturellen Unterschiede erschweren die Arbeit hier. Das vertraute Umfeld fällt weg, die durchschaubaren Strukturen, die technischen Recherchiermöglichkeiten, die bequemen Fortbewegungsmittel, die Gespräche mit BerufskollegInnen. Hier ist jede Geschichte ein Hürdenlauf, und nur schon das Gesundbleiben ist anstrengend, weil es uns ständig vor Entscheidungen stellt: Einladungen annehmen und Bedenken beiseite schieben, oder aus Sicherheitsdenken auf Authentizität verzichten?

Wir verzichten nicht, doch mit der Zeit verliere ich die Freude am Essen, weil mein Magen ständig schmerzt. «Würmer!» diagnostiziert eine befreundete Tibeterin ungerührt und kauft mir eine Wurmkur. Der Junge in der Apotheke – zu Beginn hat Daniel in einer solchen Apotheke versucht, Zigaretten zu kaufen, denn sie sehen aus wie Kioske – versichert, das Medikament habe keinerlei Nebenwirkungen. Der Beipackzettel droht jedoch mit allergischem Schock, Schwindel und ähnlichen Unannehmlichkeiten. Ich schlucke es trotzdem und vermeide in den nächsten Tagen den Blick in die Kloschüssel. Mein Magen erholt sich, und genauer will ich es gar nicht wissen.

Ob wir für ein Mittagessen eine Teppichfärberei besuchen und fotografieren würden, werden wir angefragt, ein Musterbetrieb sozusagen, der als einziger das Abwasser reinige, und das erst noch nach in-



ternationalen Standards. Der stolze Firmeninhaber empfängt uns persönlich, führt uns an offenen Säcken mit Chemikalien vorbei und an einem grossen Loch im Boden, durch welches das heisse, verseuchte Abwasser fliesst. Hier gibt es keine Versicherung, die einen Zaun oder eine Abdeckung vorschreibt. Es gibt auch niemanden, der etwas verlangen würde für die 35 000 Liter Grundwasser, welche die Fabrik pro Stunde verbraucht. Selbst wenn sie diese nachher ungeklärt in den Fluss leitet, kostet sie das keine Rupie. In die Reinigungsanlagen hingegen musste der Betreiber viele tausend Dollar investieren. «Ich weiss nicht, ob Sie das verstehen», sagt der Fabrikdirektor im Büro, «doch um meinen geistigen Frieden zu sichern, muss ich das Wasser reinigen.»

Hinter seinem Rücken tummeln sich in einem Aquarium Plastiktaucher und Meerfische. Kathmandu sei früher ein grosser See gewesen, erzählt er die Legende, noch heute sei der Untergrund der Stadt von Wasserschlangen bewohnt. Wenn man diesen so viel Wasser wegnehme, wie es seine Fabrik tue, gerate man mit ihnen in Zwist. «Deshalb müssen wir viele Gottesdienste verrichten und das Wasser

wenigstens so sauber zurückgeben, wie wir es erhalten», fährt er fort. Was wir für umweltschützerisches Engagement hielten, begründet er mit Spiritualität.

OPFERRITUALE

Den Wechsel ins Jahr 2057 feiern wir in Bhaktapur, der dritten Königsstadt im Kathmandutal. In Erinnerung an den Sieg über zwei Schlangendämonen erhalten die Götter Tieropfer. Das Geisslein schreit jämmerlich, dann spritzt sein Blut über den Tempelvorhof. An langen Seilen ziehen junge Männer einen riesigen Wagen mit massiven Holzrädern und einem ganzen Tempel darauf. Unter viel Geschrei rollt er schliesslich in einem Hölletempo eine steile Strasse hinab und kommt auf dem Dorfplatz zu stehen, wo ein Lingam aufgerichtet wird, ein phallisches Symbol für Shiva. Es dauert Stunden, bis der über zwanzig Meter hohe Baumstamm mit Muskelkraft hochgezogen ist. Er wird am Neujahrstag drei Menschen erschlagen, und in der «Kathmandu Post» wird stehen: «Die Götter sind wütend auf uns.» Als er endlich steht, tobt die Menge, und die jungen Nepali, die an den Seilen gezogen haben, klettern diese waghalsig hoch. Neben mir steht eine junge Mutter mit einem Neugeborenen, dessen Haut mit entzündeten roten Pusteln übersät ist. Kaum hier angekommen, ist sein Blick bereits wieder in die andere Welt gerichtet.

Lisa Ibscher, Jahrgang 1973, ist freie Journalistin aus Winterthur (lisa@ibscher.ch, www.ibscher.ch);

Daniel Ammann, Jahrgang 1972, ist freier Fotograf aus St.Gallen (ammann@fotograf.ch)